

Nus der Woche.

Welt und Leben unter der Lupe editorielle Betrachtung.

Vor Tripolis vor hundert Jahren.

Die nordafrikanischen Küstenstaaten waren nicht immer so wechsellagig gegenüber den Beutegelüsten der europäischen Nationen, wie sie es heute sind. Vor hundert und mehr Jahren war das Verhältnis zwischen Europa und Nordafrika gerade umgekehrt: Damals waren es die Barbarenstaaten, die mit Tripolis an der Spitze, Europa beunruhigten. In eine „Aufstiegszeit“ hat damals wohl niemand gedacht, im Gegenteil, jede einzelne Schiffsfahrt treibende Nation mochte den Besitz von Alger, Tunis und Tripolis alle möglichen Konzeptionen, um auf dem Meer Frieden zu haben; ja, manche verstanden sich sogar zu einem regelmäßigen Tribut. Nur Amerika wollte nichts davon wissen, die Barbarenstaaten weiter das Mittelmeer beherrschen zu lassen, und so begann es, während auf dem Kontinent die napoleonischen Kriege tobten, eine Expedition auszurufen.

Im Jahre 1801 machte sich ein amerikanisches Geschwader nach dem Mittelmeer auf. Es bestand aus drei Fregatten und einem Schoner. Erst erreichten es vor Tunis und Alger. Die Besatzung dieser beiden Raubstaaten versprachen, angesichts dieser Flottenbesatzung, Frieden zu halten; nicht so Tripolis. Es eröffnete vielmehr sofort die Feindseligkeiten, und der Seeräuberei, die Amerika erst gegen drei Staaten führen wollte, galt vorläufig nur mehr dem Bey von Tripolis. Aber er allein machte den Amerikanern genügend zu schaffen; nicht weniger als vierzehn Jahre lang hielt er sie in Schach. Auf die Kunde, daß die Amerikaner einige kleinere und größere Seefahrtsergebnisse hatten, bewilligte der Kongreß bedeutende Kredite und sandte noch sechs Fregatten gegen Tripolis ab. Also verstärkt hofften die Amerikaner, die Stadt Tripolis nehmen zu können. Sie blockierten sie — aber ohne Erfolg, denn Tunis, Alger und Marokko sandten Schiffe zum Entsatz, der auch gelang. Amerika rief einen Teil seiner Schiffe zurück und der Seeräuberei ruhete einige Zeit. Zwei Jahre darauf (1803) eröffnete ihn Amerika wieder; wiederum verließen einige Flotten von Tripolis erfolglos. Da gelang den Tripolitaniern ein großer Handreich, dem allerdings ein ebenso glänzender der Amerikaner folgte. Den Tripolitaniern glückte es, ein amerikanisches Schiff, die Fregatte „Philadelphie“, zu nehmen und in ihren Hafen zu führen. Aber der Leutnant Decatur wagte sein Leben an die Wiedergewinnung; mit 82 Mann bestieg er ein den Tripolitaniern abgenommene Fahrzeug, hakte auf ihm die Barbarenflagge und gelangte damit, ohne Argwohn zu erregen, in den Hafen der Stadt. Dort entlerten er und seine Leute die „Philadelphie“, machten die feindliche Besatzung nieder und fügten das Schiff zurück. Der Krieg dauerte fort, 1805 waren nicht weniger als 31 amerikanische Kriegsfahrzeuge im Mittelmeer versammelt, ohne einen endgültigen Erfolg gegen den listigen und behenden Gegner zu erzielen.

Erst dem inzwischen zum Kommandeur ernannten Felden Stephen Decatur gelang es im Jahre 1815 durch einen aufs tapferste durchgeführten Kriegsplatz, einen Frieden mit Tripolis zu erzwingen, dem auch die anderen Barbarenstaaten beitrugen.

Anlagekapital.

Eine interessante Studie über gebaute Geschäftspläne und Werbemaße der Kapitalanlagen bringt in der neuesten Nummer des „Independent“ ein dem Hrn. F. W. Davis. Die gegenwärtige Lage, sagt er darin, datiert schon seit der Panik von 1907. Manche meinen, sie sei durch das forsche Auftreten des damaligen Präsidenten Roosevelt gegen die Korporationen verursacht worden, aber selbst wenn er sich so tolerant gehalten hätte wie sein Vorgänger, der Rückgang im Kurse der Wertpapiere und die Geschäftspläne wären doch eingetreten. Er führt dann die verschiedenen Ursachen auf, aus denen man die Lage zu erklären sucht: die Unsicherheit über die Tragweite des Anti-Trust-Gesetzes, wie sie trotz obergerichtlicher Entscheidung immer noch besteht, die Verabfolgung der Eisenbahnen für Personen- und Frachtbeförderung, die Weigerung der Zwischenstaatlichen Kommission, Warenaufhebung einzutreten zu lassen, die erhöhten Betriebskosten der Bahnen, die getriggerten Wände und manche andere, aus denen man die Verminderung der Erträge und somit der Kurse ableitet. Jede derselben trägt allerdings einen kleinen Teil dazu bei, den hauptsächlichsten Grund aber sucht er in dem Mangel an flüssigem Kapital. Er beruft sich dafür auf Veron Beauclerk, der über die Lage in 1907 folgenden zu sagen hatte:

Die aufblühenden Industriestaaten, besonders die neueren Länder haben zur Zeit Bedarf für mehr Kapital als die ganze Welt zu liefern vermag. Die

zivilisierte Welt, so weit es sich berechnen läßt, \$2,400,000,000 Barkapital zur Anlage in Sicherheiten zur Verfügung, der Bedarf aber belief sich auf \$3,250,000,000, ja selbst auf mehr, besonders vonseiten der Ver. Staaten. So viel ist aber nicht vorhanden. Zieht man dazu noch die Folgen solcher Katastrophen wie die Erdbeben von San Francisco und Valparaiso in Betracht, die etwa zweihundert Millionen an Werten verschlangen, so hat man die Erklärung der gegenwärtigen Krisis, die Zunahme der Zinsrate und den Rückgang der Werte. Tatsache ist, die Nationen sind, ebenso wie der Einzelne, auf dem Standpunkt angelangt, wo sie den Umfang ihrer Unternehmungen dem des Kapitals anpassen müssen. Und thun sie es nicht freiwillig, so werden sie von den Umständen dazu gezwungen werden.

Der Bedarf an Kapital ist seit 1907 auf \$4,581,000,000 im Jahre 1910 gestiegen; für das gegenwärtige sind die Berechnungen noch nicht fertiggestellt, doch in den Ver. Staaten allein waren während der ersten acht Monate bereits 1410 Millionen erforderlich in 1172 für die gleiche Zeit des Vorjahres. Vier Quellen gibt es, aus denen die Kapitalwelt schöpfen kann, England, Frankreich, Belgien und Holland. Die anderen Länder brauchen alles Kapital, das sie aufbringen können, selbst, und die vier Quellen genügen dem Bedarf nicht. Die Folge davon ist eine starke Steigerung in den Kursen und ein Stöden großartiger Unternehmungen, die viel Kapital erfordern.

Als flüssiges Kapital ist dabei nur ins Auge gefaßt, was weitausgehender Spekulation zur Verfügung steht. Diese bringt freilich, wenn sie sich ungehindert entfalten kann, flotte Zeiten mit sich, aber es fragt sich, ob diese für eine gesunde Geschäftsentwicklung ersprießlich sind oder ob es nicht besser ist, wenn der Unternehmungsgeist sich nach der Dede zu strecken gezwungen ist. Nationalökonom Prof. Hadley geht sogar so weit, daß er die Auslösung öffentlicher Anlagen aus Borg-Ausgabe von Bonds verurteilt und die Kosten durch Steuererhöhungen aufzubringen vorschlägt, wobei dann viele notwendige Unternehmungen auf lange Zeit hinausgeschoben werden müßten. Das flüssige Kapital arbeitet mit großen Krediten, in größeren Summen. Außer diesem ist wohl genug für den Bedarf vorhanden; aber das steht in den Sparbanken und ist von konservativem Charakter. Seine Verwalter können sich nicht auf das weite Feld großartiger Unternehmungen begeben, so reichen Ertrag sie auch versprechen mögen, sondern müssen sich zu das legitime Geschäft halten, das in seinen Beziehungen zum Geldmarkt, wie dieser, freilich auch von der Spekulation in gewissem Maße beeinflusst wird.

Plattformen.

In den Staaten, die sich in diesem Herbst mit Wahlen zu quälen haben, sind die üblichen Konventionen abgehalten, Kandidaten aufgestellt und die unermüdlichen Plattformen angenommen worden, in denen Staatsmännern Weisheit und löbliche Versprechungen pfundweise abgelagert werden, damit das liebe Publikum sie gläubig verschluckt. Ich bin des trockenen Tons nun herzlich satt, dachte der Redakteur des Transcript, als er sich wieder einmal durch einen Wust von Plattformen durcharbeiten und konstatieren mußte, daß sie wiederum „spießhoch, schweinsledern und bullfösig hart“ ausgefallen waren. Diese Plattformen, schreibt er, sind geräumige Dinger, sicher für irgend einen Staatsmann, der darauf zu stehen hat, wenigstens von jetzt bis zum November. Es kann sich jeder seinen Platz darauf ausstrecken. Wir haben voller Begeisterung Plattformen gelesen, die mit dem Sündenfall begannen und sich in weitestgehendem Bogen in fernste Zukunft erstreckten, sogar bis zum aufzunehmenden Sidipol; Plattformen, die, obwohl sie da und dort enden, mit dem mythischen Zeitalter beginnen, als Bryan noch nicht Kandidat war; Plattformen, von eingetriblen Läufern und „verabten Trägern“; Plattformen von allereinstimmtem Material, von einfachen, ungemäßigten Worten zusammengeklammert, die im Schwelche ihres Angebots die Nügel ihres Geistes einbringen; dekorative Plattformen, mit poetischen Floskeln geschmückt und den Blüten eraristischer Phantasie — alle zusammen aber breite, geräumige Plattformen, auf denen eine ganze Partei stehen könnte, wenn die Leute nur zusammenrückten.

Wie man sieht, haben wir hier in rauen Wirklichkeiten die akademischen Ergüsse über Nationalökonomie überlegt, die mit heiligem Bemühen in regelmäßiger Wiederkehr der Zeit von Komitee für Beschlüsse zusammengeschrieben werden. Aber sehen wir von der Symbolisierung ab und wenden uns wieder den Abhandlungen zu. Da müssen wir behaupten, daß Republikan und Demokrat sind, daß diese Plattformen selten gelesen werden außer von den ausgebeuteten Bürgern, die sie verkauft haben und gewissen souveränen Leuten, die in Stellungsetzungen Probendichte leisten. Und doch werden Plattformen geschrieben, um gelesen zu werden; selbst eine Präsidentenwahl ist in erster Linie nicht dazu da, um eines Präsidenten Schwelch zu genügen; dabei ist uns

eingefallen, daß das vielleicht am besten zu erreichen wäre, wenn ein billiges Stimmvolk Staatsmänner „am Abend zuvor“ aloroforierter und einen tüchtigen Reporter mit dem Job beauftragte, oder einen erfahrenen Annoncenverfasser. Was ein solcher als Plattform vorbringen hätte, würde er in zehn Zeilen sagen. Er würde Dinge aufnehmen, die das Publikum wirklich interessieren — wenn man darüber nachdenkt, wenig genug —, er würde sich positiv äußern, ohne die Sache bedenklich zu machen und am Schluß noch einen Schlagwort anbringen und ein Stichwort, das dem Leser ins Ohr fällt, sich im Hirn festsetzt und in der Erinnerung hängen bleibt. Wird man das versuchen? Vermuthlich nicht. Staatsmänner wollen sich eben zeigen, Redner sich hören lassen, und in den Beschlüssen des Staatskomitees spiegelt sich in der Regel die Weisheit eines Mannes wieder, multipliziert mit der Karreite von einem paar Dutzend anderer. Doch sind wir sicher, wenn unser Vorschlag angenommen würde, könnte die Partei im Siegesflug einen Staat, oder das ganze Land, mit sich fortziehen, denn der Stimmgeber ist gemeinhin nicht mit unklaren, langatmigen Redensarten zu gewinnen, sondern mit dem einfachen, althergebrachten gewissen Grade ab. Denn in-trachten Schlagwort, das ihm im Gedächtnis bleibt.

Arabi Pascha.

Aus Kairo wird der „Köln. Ztg.“ geschrieben: Am 20. September, wenige Tage vor der Ankunft Lord Kitcheners, des neuen ägyptischen Generalgouverneurs, in Kairo, starb hier Arabi-Pascha. Nichts könnte die letzte Epoche der ägyptischen Geschichte in ihren Hauptzügen lebendiger gegenwärtigen, als das nahe Zusammenstreffen dieser beiden Ereignisse. Arabi-Pascha war jener ägyptische Rebell, der vor dreißig Jahren durch seine draufgängerische nationalistische Politik der fremden Intervention die Pfade ebnete und schließlich die Unterwerfung des Landes unter die britische Obermacht herbeiführte. Kitcheners Berufung erscheint, so sehr auch offiziell das Gegenteil berichtet wird, als ein Versuch, die Unterwerfung, obwohl ihr die formelle Sanktion der Mächte fehlt, praktisch zu einer definitive zu machen. Arabi-Pascha war 1839 geboren, kam früh zum Militär und brachte es noch unter Said-Pascha, der danach trachtete, die fremden Offiziere durch Eingeborene zu ersetzen, zum Rang eines Leutnants. Er hatte einen starken Glauben an sich und behauptete, daß seine Familie (arme Fellachen aus einem Dorf des Niltal) in direkter Linie von einem Entel Mohammeds abstamme. Der Besuch der El-Aghar-Universität in Kairo vermittelte ihm eine gute Kenntnis des Koran, dessen Sprüche und Lehren er später, soweit sie in sein System paßten, mit großer Virtuosität handhabte. Gegen Ende der Siebziger Jahre trat sich Arabi-Pascha, der unter Ismail-Pascha zum Obersten befördert wurde und bald vom Türken = Sultan den Paschatitel erhielt, als Organisator einer nationalistischen Partei hervor, deren Agitation sich gegen die wirtschaftspolitische Bevormundung des Landes (Finanzkontrolle) durch die europäischen Mächte richtete. Diese Agitation wendete sich zugleich auch gegen die Mitwirkung europäischer Elemente an der Regierung und ihr seit 1875 das Ministerium Wagnieres = Wilson zum Opfer, dessen Beseitigung die Demission des Vizekönigs Ismail = Pascha nach sich zog. Arabi-Pascha, der in der Armee einen überwiegenden Einfluß gewonnen hatte, wurde zum Herrn der Situation. 1881 zog er an der Spitze der Garnison von Kairo vor das Palais des Khediven Tawfik, Ismail Paschas Nachfolger, und erzwang von ihm das Versprechen, eine parlamentarische Regierung einzuführen, deren Mitglieder sich aus den Notabilitäten, d. h. aus der Schicht der großen Eigenthümer, rekrutieren sollten. Am 3. Februar 1882 ließ er sich zum Kriegsminister ernennen. Die europäischen Regierungen betrachteten indessen seine Unterwerfung mit einiger Besorgnis und in Konstantinopel wurde man von ihm einen Anschlag gegen die türkische Souveränität. Die Reklamationen der im Lande angesiedelten Europäer in Verbindung mit dem Vassal der von Alexandrien bezogen die Engländer zum Einschreiten. Das Bombardement Alexandriens, die Niederlage Arabi-Paschas bei Tel-El-Kebir, die nachfolgende Besetzung des Landes durch die Engländer, die überließ ihn zu einer lang andauernden Spannung zwischen Paris und London führte, das alles geht auf sehr der neueren Geschichte an, um ausführlicher dargehen zu werden. Bei der Niederlage und gänzlichen Kreuzung seiner Armee bei als 30.000 Mann hatten Arabi bei der eben genannten Oetlichkeit Tel-El-Kebir in der Nähe Alexandriens (13. Septbr. 1882) war Arabi Pascha's öffentliche Tätigkeit ein Ende gefaßt. Das Kriegsgeschick verurtheilte ihn zum Tode, doch wurde seine Strafe durch Weisung von London aus in lebenslängliche Verbannung nach der Insel Cydon umgewandelt. Nach achtjähriger Gefangenschaft wurde ihm gestattet, nach Kairo zurückzukehren. Die Regierung that noch ein letztes

und setzte ihm bis zu seinem Tode ein Monatsgehalt von 50 Pfund Sterling aus, das, da er sechzehn Kinder besaß, kaum zur Bestreitung seiner großen Haushaltungskosten ausreichte. Seine Jungen haben die Unterstützungsgelder der Regierung als einen Beweis dafür erklären wollen, daß Arabi-Pascha 1882 die Rolle eines Verräthers gespielt und Kegypten den Engländern abhändlich in die Hände geliefert habe. Für diese Annahme lassen sich jedoch keine stichhaltigen Gründe anführen. Ueble Nachreden dieser Art sind eben das Los der Besiegten.

Die chinesische Rebellion.

Revolutionen sind in China keine Seltenheit, Ursachen dafür reichlich; vor allem die scheinbar unüberwindliche Abneigung des eigentlichen chinesischen Volkes gegen die Mandschu-Dynastie, deren Vorfahren vor etwa zweihundertfünfzig Jahren vom Norden her in das Land eindringen und mit kriegerischer Gewaltthätigkeit das intelligente, arbeitsfähige, aber an das Kriegshandwerk nicht gewöhnte Volk unterjochten. Stolge Absonderung der neuen Herrscher, selbstbewusste Ablehnung vonseiten der Besiegten haben das Entstehen eines gemeinsamen vaterländischen Interesses verhindert, so daß die beiden Klassen, wenn auch Vermischungen stattgefunden haben, sich heute noch fremd gegenüber stehen. Die Dynastie herrscht mit eiserner Hand durch ein Ausbeutersystem, das sich durch Satrapenwirtschaft die wirtschaftlichen Kräfte des Landes zinspflichtig machte und so ein Heer von Blutsaugern großzog, das sich von eben herab bis in die entferntesten Theile ausbreitete. So war das bis vor kurzem. Eine korrupte Beamtenwirtschaft, ähnlich wie im russischen Reich. Dazu kamen dann Hungersnöthe, elementare Heimtückungen, wie z. B. riesige Ueberschwemmungen, die Tausende über Tausende von Menschenleben forderten und Noth und Elend als Spuren hinterließen, und sonst vielerlei Uebelstände, wie sie sich stets im Gefolge staatlicher Miswirtschaft einstellen.

Daß das Volk von Zeit zu Zeit sich dagegen aufbäumte, ist verständlich genug. Selbst die gewohnte Geduld und Ergebung hat ihre Grenzen. Die größte Revolution neuerer Zeit war die der Taiping's vom Jahre 1850, wo die Mannschaften der Aufrechter bis nach Nanking vordrangen und erst nach blutigen Kämpfen zurückgeschlagen werden konnten. Der letzte Aufstand war der der Boxer, der sich gegen die Dynastie und die Ausländer zugleich richtete und nur mit Hilfe der fremdländischen Truppen unterdrückt werden konnte. China für die Chinesen! war damals die Losung, ein Aufflammen nationaler Selbstgefühl gegen den überwuchernden Einfluß der verschiedenen fremden Nationen. Diesmal sollen die Führer des Aufstandes keine Ausschreitungen gegen die Fremden zu dulden gewillt sein; ob je ihre Sicherheit verbürgen können, hängt davon ab, ob die Führer der Truppen ihre Mannschaften in strenger Disziplin halten können, denn der Haß gegen die Fremden ist immer noch lebendig.

Seit dem Boxer-Aufstande datieren die Reformen, zu denen die Regierung in Peking sich, der Mühe gehorchend, nach und nach verstehen mußte. Reorganisations des Heerwesens war eine der ersten dringenden Forderungen, danach sollte dann die Umwandlung der seitherigen autokratischen Regierungsform in eine parlamentarische folgen. Die Provinzen erhielten ihre eigenen Mandlage und aus den Vizekönigen sollten Gouverneure werden. Ein Zentralparlament in der Reichshauptstadt ist geplant und eine Körperschaft, die vorläufig dessen Funktionen vertritt, ist geschaffen. In wenigen Jahren würde der neue Regierungsapparat in Thätigkeit getreten sein. Den Reformern aber scheint diese Entwicklung zu langsam zu gehen, auch haben sie sich ein höheres Ziel gesetzt. Sie wollen, wie bereits erwähnt, eine Republik haben mit einem Präsidenten. Noch amerikanischem Muster! Wozu wie eine Umkehrung wünschen. Sie haben auch schon einen Mann, der die Präsidentenschaft übernehmen würde. Zum Erfolg fehlt ihnen nur noch der Erfolg. Sie müßten die reorganisierte Regierung besetzen können. Das ist noch in der Schwebe. Den Leuten in Peking ist zwar bange zumuthe, denn sie haben sich entschließen müssen, den verhassten Yuan-Shi-Kai zurückzuberufen und ihn an die Spitze der Armee zu stellen, wozu sich dieser nur gegen das Versprechen wirksamer Reformen und konstitutioneller Maßregeln hat bereit finden lassen. Der Zustand ist nicht so, soweit uns den Nachrichten ersichtlich, über mehrere Provinzen. Der Schwanke der gegenwärtigen Kämpfe ist Hankow, das von den Rebellen besetzt worden ist. Die fremden Mächte haben eine Anzahl kleinerer Kriegsschiffe zum Schutz ihrer Unternehmungen zu Stelle.

Herr Roddeker hat für dieses Jahr das Stillleben einstellt und sich wieder dem Geschäft gewidmet. Öffentlich bekannt ist die Thätigkeit nicht mit einer Erhöhung des Petroleumpreises.

Ein Arzt behauptet, große Blätter seien schädlich. Jedenfalls für den Geistesleben.

Haus- und Landwirthschaft.

Beim Wringen der Wäsche achtet man darauf, daß die Stücke nicht sabengerade, sondern möglichst schräge liegend gezwungen werden, weil sie sich dann leicht dehnen, im geraden Faden aber oft reißen.

Aus Kürbis läßt sich ein Syrup machen, indem man das Fleisch vom reifen Kürbis in kleine, halb-zöllige Würfel schneidet und ohne Wasser kochen läßt, dann die Masse durch ein Tuch gepreßt. Dem so gewonnenen Saft kann man noch etwas Zucker zusetzen, kocht ihn zur Syrupdicke ein und füllt in Gläser. Der Syrup ist von angenehmem aromatischem Geschmack.

Stuhlsitze aus Rohrgeschlecht, die nicht entzwei, sondern nur eingedrückt sind, kann man leicht aufzufrischen, indem man das Geschlecht auf der unteren Seite mit in Wasser aufgelöster grüner Seife wäscht und oben befeuchtet, die untere Seite nach oben gelehrt, im Sonnenschein trocknen läßt. Alle eingedrückt Stellen sind bald verschwunden und der Sitz wird fest und glatt sein.

Verknotetes Haar verjuche man nicht mit dem Kamm, sondern mit der Bürste zu kämmen. Leichtes Puttern thut dabei gute Dienste.

Polierete Metallstücken dürfen nur mit weichem Tuch abgerieben werden, soll die Politur nicht leiden.

Um beim Anstrichen von Strümpfen, die mit der Strickmaschine gefertigt sind, das Plagen der Maschen beim Auflegen zu verhindern, empfiehlt es sich, dieselben mittels einer feinen Stopfnadel aufzufassen. In dieser fassen man den Faden des Garnnäuels, ohne ihn abzubrechen, und ziehe ihn durch sämtliche Maschen hindurch, aber so weit heraus, daß man mit demselben so viel Maschen auf die 4 Nadeln bringen kann, als man nöthig hat. Nun lege man die Nadeln eine nach der anderen an den Strumpf und nähe so viel Maschen auf jede, als nöthig sind, darauf gerade ab, wenn man überwindlich näht, dann beginne man mit dem Stricken. Der Anfang bekommt dadurch viel Halt und niemals platzt eine Masche; auch kann man so die Handarbeit verringern, da die Handstricker immer weiter wird als die Maschinenstricker.

Eiserne und stählerne Kunstgegenstände zu putzen. Um den beliebten Kunstgegenständen in antiker Art wie Schreib- u. Rauchservice, Leuchter usw. den schönen matten Glanz zu erhalten, reibe man sie mit trockener feiner Asche ab und poliere mit einem trockenen Tuch nach. Zu den Fugen nehme man Bürste oder Pinsel.

Soll man Schwarzwurzel vor dem Frost schützen? Schwarzwurzeln sind im Geschmack besser, wenn sie auf dem betreffenden Beete bleiben und kurz vor dem Gebrauch aus der Erde genommen werden. Damit man jedoch zu jeder Zeit, auch selbst wenn Kälte herrscht, Schwarzwurzeln in die Küche liefern kann, empfiehlt es sich, die Beete mit einer dicken Laubschicht zu bedecken.

Ersprobtes Verfahren zum Waschen von Flaneltblusen. — In lauwarmem Seifenwasser mit einem tüchtigen Guß Salzwasser und einigen Tropfen Terpentin (etwa die Wase 1/2 Stunde fest zugedeckt stehen. Dann wird sie tüchtig auf und nieder gestaut (nicht gerieben) und daselbe Verfahren nochmals wiederholt. Zuletzt in lauwarmem Wasser ausgepült, hängt man die Bluse, möglichst der Form nach, auf.

Selbstreinigen von Stickeren auf Seide und Wolle. Wir geben schon einige Zeit derartige Handarbeiten nicht mehr in die theure Reinigungsanstalt, sondern waschen dieselben in Bohnenwasser. Man stelle weiße Bohnen, die man sonst zu Suppen verwendet, mit etwas Natron und reichlich Wasser auf, koch dieselben recht lange und lasse es dann durch ein Haarseid laufen. In diese etwas abgekühlte Brühe weiche man die Stickeren etwa 1/2 Stunde ein, wasche sie dann recht leicht und vorsichtig durch die Hand und spüle sie dann zwei- bis dreimal in lauem, reinem Wasser nach. Der trübe Staubton wird völlig verschwinden, und die Dede erhält sogar wieder den leichten Appret wie von neuem. Waschen die Stickeren nach dem Waschen in ein trockenes leinenes Tuch und bügeln sie — noch feucht — mit nicht zu heißem Eisen.

Grünspanflecke aus Wäsche mittels Zitronen zu entfernen. — Kürzlich waren durch

Unvorsichtigkeit der Waschfrau Grünspanflecke — vom Waschtisch herhührend — in die feine weiße Wäsche gekommen. Nachdem verschiedene Mittel nichts geboten hatten, versuchte ich es mit Zitronen. Ich hatte Glück, die Flecke verschwanden nach mehrmaligem tüchtigem Reiben mit Zitronen. Die betreffenden Wäschestücke müssen dann mehrmals in recht heißem, am besten tockenen Wasser gebrüht werden, ehe man sie spült und aufhängt. Auf diese Weise verschwindet auch der letzte Rest von dem so gefährlichen Grünspan.

Das Poliren der Gipsfiguren (Marmor-Imitation). — Um den Gipsfiguren die Politur und das Aussehen von Marmor zu geben, überzieht man den betreffenden Gegenstand mit einer Seifenlösung, die man erhält, wenn man weiße Seife fein schnibelt und am Feuer in weichem Wasser zergerben läßt, sodann eine noch leichtflüssige Lösung entsteht. Beim Ueberziehen ist sorgfältig zu vermeiden, daß die flüchtigste Schäumt über Blasen giebt. Wenn der Gips die Lösung eingefogen hat und recht trocken geworden ist, reibt man ihn mit einem feinen leinenen Lappen ab. Hierdurch erhält die Figur einen prächtigen, zarten Glanz und sieht dem schönsten weißen Marmor täuschend ähnlich.

Begonien = Ueberwinterung. — Ist der erste Frost über die Begonien gegangen und das Laub abgestorben, so sorgt man alsbald, daß die Knollen trocken in den Ueberwinterungsraum kommen. Der Pflanzenertrag hat, der stelle sie ungepugt und womöglich noch mit etwas Erde an den Wurzeln in einem Kasten auf die Stellagen an die Sonne oder in einen luftigen, wärmehaltenden Schuppen und lasse sie ohne jede Pflege dort vollständig in die Ruhezeit eintreten; hernach werden die Knollen gepugt und, nachdem sie vollständig abgetrocknet sind, in eine trockene und warm stehende Kiste gebracht. Stets zu beachten, daß die Knollen vor Tropfenfall geschützt stehen! Standort nicht zu kalt, aber auch nicht zu warm. Die Knollen sofort, nachdem sie aus dem Beet oder aus den Töpfen genommen worden sind, zu putzen, wird wiberrathen.

Aus Lilienkrone's Schwarzwurzel.

Im Xenien-Verlag wird H. Spiro demnach noch unbekannt Briefe des Dichters Detlev v. Liliencron herausgeben, die erschütternde Kunde von der durch den Noth und den schweren Demüthigungen geben, denen Liliencron, der er der anerkannte Dichter wurde, schon Jahre ausgefegt war. Aus den angelegten in der Vossischen Zeitung veröffentlichten Proben lassen wir einen Brief des Dichters an seinen Verleger Friedrich am 8. November 1887 folgen, der das Elend des Dichters in grellstem Lichte zeigt. Er lautet: „Fertig!!! mit „Unterflatternden Fahnen.“ — „Ich schrieb es in diesen Tagen in wirklicher Hungersnoth. Bedenkenwerth klang die Speiseglocke des armen Armenhauses zum Frühbrei. Unter flatternden Fahnen ist das Beste, was ich jemals geschrieben habe. Soch für Sach sah mir das Dings drei Monaten im Hirn bei. Da mir Papier fehlte, so benutzte ich: Briefpapier, Zigarettenpapier, den Fuß einer Gipsstatue meines Vaters, Cigarettenpapier, die andere Seite eines Bildes. Da der Mensch — ich hungrig heute den vierten Tag! — nicht mehr kann, als er kann, so gebe ich nunmehr im höchsten Ekel die Schriftstellerlei auf. Unter flatternden Fahnen ist fertig, da ich aber kein Papier zum Abschreiben habe, so muß es so lange liegen bleiben.“ — Seit über 14 Tagen ist es mir nicht möglich gewesen, genügende Freiheiten für das Postpaket zu bekommen. Der Einzige, der mir Freiheiten lieb, war der Postbote. Der kann es aber auch nicht mehr, weil ich ihm seit 1 1/2 Jahren 75 Pf. Schulda, die mir absolut unmöglich waren, ihm bis jetzt zurückzugeben. — Endlich, endlich! Ein Vätergesele, der mir zweifeln heimlich, ohne daß es der Herr merkt, ein Semmel leibt, lieb mir die 50 Pf. zum Freiwerden. Ich habe mich, auf Wert, als Haushälterin angeboten. Freilich dauert es bis zu meiner Genesung noch zwei Jahre. Die Wunden wollen bei dem fortwährenden Hunger nicht schließen. Keulich wurde Stomach begraden. Ich konnte, des Weibes wegen natürlich, nicht zum Bezugsbüch. Es hätte Ihnen ein wenigstens 2000 Mk. eingebracht, denn es wäre eine große Reklame für den Verlag gewesen. Detlev und Wald v. Liliencron waren da und haben darauf ihre Namen in mindestens 30,000 Zeitungen, unübertrieben. Der nur wenige Stellen von Stomach lebende „Dichter“ (Ja, das hat sich was mit „Dichter“) Liliencron hatte das Geld (der Preis war 2 Mt. 75 Pf.) nicht zur Hand. Meine Leiden sind die durchbarsten, die je ein Dichter gehabt hat. Und somit sage ich der „Literatur“ Ade.“